

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 3 (1927)
Heft: 2

Rubrik: Die bunte Welt

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sprechen. Inbrünstig küßte sie des Heilands Gewand. «Dein Kleid ist makellos, ich bin voll Schmach!»

«Wunderbar,» flüsterte es hinter den Kulissen, «heute geht Fräulein Glasener ganz auf in ihrer Rolle.»

Erika Glasener hört nichts von alledem. Sie windet sich in Seelenqual vor des Erlösers Füßen und hat nur den einen Wunsch, sterben zu dürfen. Erika Glasener aber muß leben, um zum Schluß mit einem wahren Blumensegen und Beifallssturm überschüttet zu werden.

Die beiden Theaterrichtoren drängen sich zur Garderobe. Rudolf Korn nimmt ihren Glückwunsch mit gemachtem Lächeln entgegen. Wie soll er es den Herren nur sagen, daß aus dem Vertrag nichts werden kann. Erika hat die beiden noch eben kommen sehen. Da packt sie von neuem die Angst, das Grauen. Wie sie geht und steht, als Himmelsbraut, im Arm die Fülle der duftigen Rosen, jagt sie davon, zur Hintertür hinaus. Wohin, — sie weiß es nicht. Nur fort, fort. Hinaus in die dunkle Nacht. Nur laufen, laufen, der Schmach, der Schande entfliehen. — Vielleicht wird man ihr morgen schon keine Blumen mehr streuen, — morgen, wird man mit Fingern nach ihr zeigen — und der Vater — der Vater — totschlagen wird er sie in seinem Zorn. / Aufatmend bleibt sie stehen, draußen am Waldestrand. Vom nahen Weiher quaken die Frösche. Da packt sie das Entsetzen. «Ist's so gemeint?», flüstern ihre behebenden Lippen. / «Tod! Tod! — Von Herzen habe ich mich geseht nach dir, — nun grant's mir vor dir. — Mach's kurz, du schwarzer, stummer Geist. — Mutter! — Mütterchen! Hilf mir doch! — — — Rudolf, — wo bist Du?» Erika Glasener aber muß ihren letzten Kampf allein auskämpfen. Sie kann nicht sterben und mag nicht mehr weiter leben. Mit allen Schrecken und Qualen wird der Tod sich ihr nahen. Sie kann nicht sterben, wie das Hannele starb, weil sie nicht lebte, wie dieses schuldlos reine Kind. Sündenbeschwert, Schuldbelastet — so wie sie lebte, — so wird sie sterben müssen. — Und sie hat doch nicht's anderes getan, als einen Menschen so über alles lieb gehabt. —

«Rudolf, o Du! — Du!» schluchzt sie aus tiefster Seele. Dann ein Sprung. Ein Schrei. Und die Wasser schlugen gurgelnd über sie zusammen.

Bergketten, wo das Leben für die Wilden ein beständiger Kampf ums Dasein ist von der Wiege bis zum Grabe. Zu jeder Stunde umschwebt sie der Schatten des Todes; denn wenn sie nicht von den Feinden, die jeden Stamm umgeben, erschlagen und aufgefressen werden, bedroht sie das Gespenst des Hungertodes als Folge der häufigen Mißernten in ihren felsigen Gärten, die mit Baumstämmen überstreut und mit Zuckerrohr und Bataten bepflanzt sind. Das Wild beschränkt sich auf ein paar Vögel, ein gelegentliches Känguruh, das kaum größer

der, entfallen zumeist auf die Männer. So umwerben die Frauen eifrig die heiratsfähigen Männer, und die Sitte will, daß die Frau dem Mann den Antrag macht. Selten wird er abgelehnt. Je mehr Frauen ein Mann hat, um so größer und ertragreicher sind seine Gärten, die sie bearbeiten. So hat jeder Mann zwei bis sechs Frauen. Der Verlust einer Frau will wenig besagen, wo man sofort eine neue haben kann. Aber ein Schwein zu verlieren — ach, das bedeutet ein wirkliches Unglück! Um ein neues Schwein zu bekommen, muß man das Dickicht durchstreifen und es fange, wenn es noch klein ist; man muß es selbst aufziehen und dabei sogar die Brust seiner Frauen abwechselnd mit den Kindern nehmen lassen. So folgt dem Tod eines Schweines oft ein Mord, und der Mord führt unfehlbar zu neuen Morden, und das Blutvergießen befällt ganze Dörfer und Stämme. / Wie er Zeuge des Kannibalenmordes wurde, erzählt Taylor folgendermaßen: «Weit unten kam eine kleine Schar von Kriegerinnen eilig den Weg zum Dorf hinauf. Im Näherkommen schrien sie und schwenkten ihre Speere und Bögen; zwei trugen etwas auf einer Stange zwischen sich. Was man da wie ein Schwein an eine Stange gebunden hatte und nun schnell zum Dorf brachte, war ein menschliches Wesen, und ein Menschenfressermahl bereitete sich vor! Als der Zug sich dem Dorf näherte, nahm ich mein Fernglas zur Hand. Ich konnte deutlich sehen, wie das Opfer mittels starker Ranken mit dem Rücken an die Stange gebunden war. Die Arme hingen schlaff herab. Der Mann war offenbar schon tot. Hätten wir ihn nur für betäubt gehalten, so hätten wir wohl sicher eingegriffen und es auf einen Kampf ankommen lassen, selbst wenn wir uns dadurch die Feindschaft unserer Wirte zugezogen hätten.

Nähe vorging. Als die Frauen sahen, daß die Jäger mit «Wild» heimkehrten, machten sie sich daran, ein großes Feuer zu schichten, auf das sie Steine warfen. Während diese zum Glühen gebracht wurden, stürzten sie auf die Leiche. Was sie damit taten, konnten wir nicht sehen, aber wir wußten es. Die Papua-Wilden — mit Ausnahme von ein paar Küstenstämmen — sieden ihre Opfer nicht. Sie ziehen ihnen die Haut ab und rösten sie auf glühenden Steinen, wobei sie die Leiche andauernd mit langen Stöcken wenden. Am späten Abend brachten die Wilden den Europäern ein in Blätter gehülltes Paket — es ist unter ihnen Sitte, die gerösteten Körper ihrer Feinde mit allen Freunden zu teilen. «Spät in der Nacht trug die Luft über das Tal herüber seltsame, langegezogene Klagelaute, die bis zum Morgengrauen anhielten. Sie kamen aus dem Dorf des Erschlagenen. Auf einem hohen Punkt vor dem Dorf versammelten sich unsere Wirte und schrien den Klagenden etwas zu. Wir konnten ihre Worte nicht verstehen, aber im Ton lag unverkennbar etwas Kränkendes. Kaiva, der Dorfpolizist von Maipa, sagte uns, sie verhöhnten ihre Feinde. Ich weiß nicht, welches Verhältnis vorher zwischen den beiden Dörfern bestand, aber sicher konnten sie nach dem Gesetz der Blutrache nie wieder Freunde sein; denn dieses Gesetz wird von nun an zuerst von dem einen und dann von dem anderen Dorf ein Leben als Vergeltung für den vorangegangenen Mord fordern.»

Das Frauenideal des Eskimos

New York hat unlängst wieder einmal eine Sensation erlebt. Es hat seine Wolkenkratzer in seinen belebten Straßen, seine eleganten Variétés und seine riesigen Dampfer einem Manne zeigen können, der, obwohl er fünfundvierzig Jahre alt ist, bis dahin nie mehr als höchstens fünfzig oder sechzig Personen beisammen sah. Der Mann kannte kein Automobil und keine Table d'hôte, er wußte nicht, was ein Wannenbad und was eine Dusche ist und hatte natürlich noch nie ein Jazzband gehört. Dieser seltsame Mensch ist ein rotwangiger kugelförmiger Eskimo, der von dem Polarforscher Donald B. Mac Millan als Hundewärter in die Millionenstadt am Hudson mitgebracht wurde.

Abio Broomfield, wie der Mann aus dem hohen Norden heißt, wollte begreiflicherweise seinen Augen nicht trauen, als er New York betrat. Jede Stunde des Tages vermittelte ihm sinnverwirrende Neuheiten und nie gesehene Dinge. Mehr als einmal stand er sprachlos den Sachen und Vorgängen gegenüber, die sein Herr und Meister als selbstverständlich betrachtete. «Was ich schon bis jetzt gesehen und was ich bisher alles bereits erlebt habe,» erwiderte er, «das reicht aus, um meinen Stammesgenossen die ganze lange Polarnacht hindurch zu erzählen. Ich weiß bestimmt, daß ich in einem halben Jahre noch nicht fertig sein werde mit meinen Mitteilungen, und dann bleibt noch die Befürchtung, ob sie mir glauben werden. Es ist hier alles durchaus anders als zu Hause. An viele Dinge werde ich mich allerdings leicht gewöhnen können. Daß zum Beispiel die Frauen mit nacktem Hals herumlaufen, das finde ich sehr nett.» Diese Bemerkung veranlaßte eine Anzahl Reporter, zu gleicher Zeit hastig die Frage zu stellen: «Was halten Sie von den amerikanischen Frauen?» Nun fing der gute Abio an, philosophisch zu werden. «Ich glaube,» meinte er mit einem nachdenklichen Gesicht, «daß sie sich für die Ehe außerordentlich eignen. Sie scheinen gehorsam zu sein und rauchen Tabak. Schön sind sie auch, aber mager! Ich muß bei ihrem Anblick an ausgehungerte Eskimokinder denken und frage mich jedesmal, warum man den armen Mädchen hier, wo alles so schön und reich ist, nicht genug zu essen gibt.» — «Würden Sie eine New-Yorker Schöne heiraten wollen?», fragte der Vertreter des New York Herald. Abios Gesicht glänzte, als er folgendes ehrliches Bekenntnis ablegte: «Gern, aber nur unter einer Bedingung: Ich müßte sie erst ein Jahr lang ordentlich füttern können. Jeden Tag eine tüchtige Portion geräuchertes Schweinefleisch, jeden Tag ein paar Löffel Tran. Ich versichere Ihnen, daß sie schon nach einigen Wochen ganz anders aussehen würde.» — «Davon sind wir fest überzeugt,» pflichteten die Interviewer bei.



Das Haus
„zum Ritter“
in
Schaffhausen

ein spätgotischer Bau von mächtigen Dimensionen, enthält an der Fassade wertvolle Malereien allegorischen Charakters, die von Tobias Stimmer im Jahre 1570 vollendet wurden. Leider sind diese prächtig hingeworfenen Bilder einer rasch fortschreitenden Zerstörung ausgesetzt, da trotz mehrfacher Versuche bisher wenig oder gar nichts zu ihrer Erhaltung unternommen wurde. In den letzten zwanzig Jahren hat die Verwitterung der Fresken so starke Fortschritte gemacht, daß der Zeitpunkt ihrer völligen Zerstörung nicht mehr fern ist, wenn nicht rasch noch in letzter Stunde sachgemäße Schritte zur Rettung getan werden. Von den beiden Aufnahmen wurde das Fassadenbild im Jahre 1906 und die Gesamtansicht des Hauses zwanzig Jahre später hergestellt. Der Unterschied in der Deutlichkeit der Malereien ist in die Augen springend.

Phot. A. Krenn



DIE BUNTE WELT

Unter den Kannibalen von Papua

«Ich habe ins Herz des dunklen Papualandes geschaut, dort wo der Fuß keines andern weißen Mannes je gewandert ist, und ich vergesse es nimmermehr. Zu tief haften in meinem Geist die Schauer des tiefen Sumptwaldes, der wolkenumbranten Berge, der gähnenden Schluchten und brausenden Ströme; ich denke all der Anstrengungen und Gefahren, und mir ist, als sähe ich wieder vor mir, verstreut auf Bergeshöhen, die Siedlungen der Menschenfresser, die dies geheimnisvolle Land bewohnen. Nun bin ich dem allen meilenfern; die Frische der Erinnerung ist mit der Zeit verblaßt; und doch zucke ich manchmal jäh zusammen, wenn die Bilder jener Tage und Nächte wieder in mir aufsteigen, da das Herz Papuas meinen ganzen Sinn gefangen nahm. Ich sehe mich wieder umschlichen von nackten Schwarzen, ihre Augen auf mich geheftet in lodender Glut. Sie warten auf ein Nachlassen meiner Wachsamkeit, um zum tödlichen Schlag auszuholen. Mir ist, als höre ich ihre gellenden Schreie im Dunkel der Nacht, wie sie schauerlich widerhallen von Bergeshang zu Bergeshang, hinweg über Schluchten und Schründe. Mir ist, als erblicke ich wieder ihre wachsende Schar auf dem Pfade vor mir, die Bogen gespannt, die Speere bereit zum Wurf. Denn so sieht Papua aus...»

Mit diesen Worten leitet Merlin Moore Taylor die fesselnde Schilderung einer abenteuerreichen Forschungsfahrt auf unbekannten Pfaden im Innern Neu-Guineas ein, die er in einem bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden stattlichen Werke «Bei den Kannibalen von Papua» niedergelegt hat. Wenige Meilen von der Küste trifft er auf Zustände, die man heute kaum noch für möglich halten sollte, beobachtet Blutrachenfeinden, denen ganze Dörfer zum Opfer fallen und wird aus nächster Nähe Zeuge der kannibalischen Sitten in diesem Lande. «Als die Natur Neuguineas schuf, mußte sie ironischer Laune gewesen sein; denn sie schuf ein Land mit wilden, drohenden, furchtgebietenden

ist als eine Ratte, und vielleicht einen Emu, der sich aus dem Tiefland her verirrt hat. Es gibt kein anderes Fleisch als das erschlagener Feinde. So schätzt man in den Bergen seine Schweine höher ein als seine Frauen. Man mag sich noch so gegen diese Rangordnung sträuben, selbst ein Weißer kann verstehen, warum es so bei den Schwarzen ist. Die Frauen übertreffen die Männer an Zahl in den Bergen; denn die Opfer, die die Menschenfresserei for-

ten. Eben hatten wir hier mit Abaridi und seinen Wilden Freundschaft geschlossen. Sollten wir sie gleich verwirken, indem wir uns einer Jahrhundertalten Sitte widersetzen? Dem Toten konnte es doch nichts nützen, wohl aber uns in die allergrößte Gefahr bringen. Wir haben später nie darüber gesprochen, aber ich meine, wir haben gut daran getan, unsere Hände aus dem Spiel zu lassen, so fürchterlich der Gedanke auch war, daß so etwas in unserer



In der Nähe des uralten Städtchens Volterra in der Toscana entströmen auf einem ausgedehnten Gebiete heiße Schwefeldämpfe der Erde. Diese weiße Kohle der Technik nutzbar zu machen, war schon lange das Bestreben italienischer Fabrikbetriebe, die sich seit der erfolgten Lösung des Problems zu Dutzenden dort angesiedelt haben. Es ist gelungen, die im natürlichen Dampf enthaltenen chemischen Bestandteile (vor allem Schwefelamoniak und Borax) zu entziehen, so daß nun der unter drei Atmosphären Druck ausströmende Dampf auf direktem Wege zur Erzeugung elektrischer Energie verwendet werden kann. Durch weiteres Anbohren der unterirdischen Dampfader wird es möglich sein, beliebig viele neue Quellen zu erschließen. Unser Bild zeigt die glückliche Ortschaft mit einigen von Erddampf getriebenen Fabriken



Blick auf die albanische Stadt Durazzo, die letzte Woche durch ein Erdbeben teilweise zerstört wurde

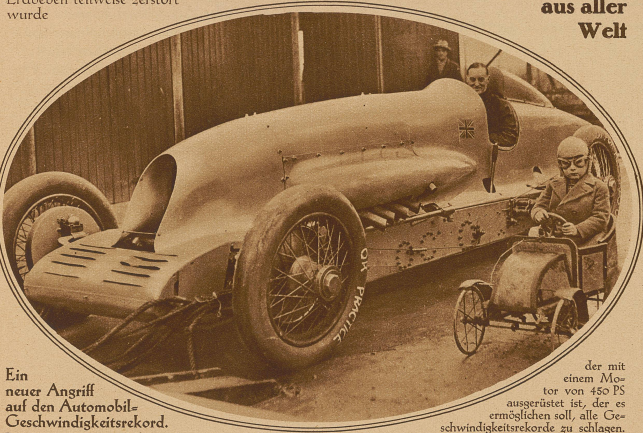


Der neu eröffnete Hangar für den Wasserflugzeugverkehr am Ticino-Fluß in Pavia. Sein eigenartiger Bau mutet wie ein riesiger Taubenschlag an



Zu den Ereignissen in Nicaragua. Unser Bild zeigt das Zentrum der Unruhen, die Stadt Managua, wo amerikanische Kriegsschiffe gelandet sind. Vor dem Gebäude stehen Soldaten der Partei des Präsidenten Diaz

Aktuelle Bilder aus aller Welt

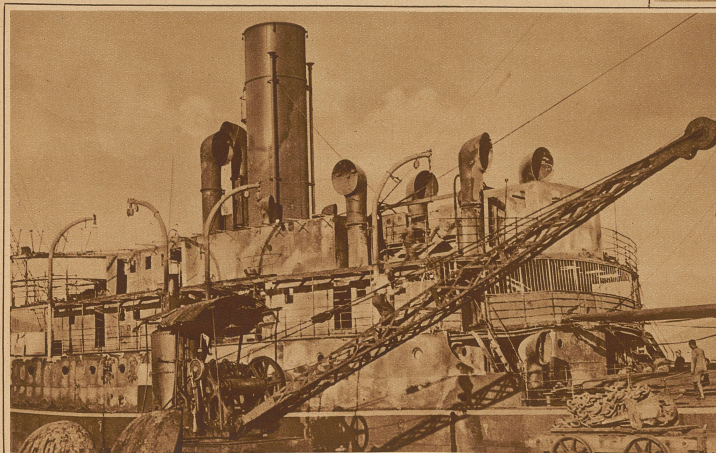


Ein neuer Angriff auf den Automobil-Geschwindigkeitsrekord. Der Rennwagen von Kapit. Malcolm Campbell,

der mit einem Motor von 450 PS ausgerüstet ist, der es ermöglichen soll, alle Geschwindigkeitsrekorde zu schlagen. Man spricht von 400 km in der Stunde



Schweres Unglück einer Motorspritze. Auf rascher Fahrt zu einem ausgebrochenen Großfeuer stürzte in Stockport (England) die erste Motorspritze über die Wellington-Brücke hinunter. Mehrere Feuerwehrleute wurden getötet oder schwer verletzt



Das ausgebrannte Wrack des „Sunning“

Im Kampfe mit chinesischen Piraten. Der englische Dampfer „Sunning“ wurde in der berühmten Bias-Bay von etwa 20 Piraten, die sich als Passagiere auf dem Schiff aushielten, überfallen. Es kam zu einem regelrechten Kampf mit der Besatzung und den Passagieren, in dessen Verlauf die Piraten das Mittelschiff in Flammen steckten. Dieser Umstand sollte den Piraten zum Verderben werden, denn der geistesgegenwärtige Kapitän konnte das Schiff so abdrehen, daß die vom Winde angefachten Flammen den Verbrechern entgegenschlugen und sie zur Uebergabe zwangen



Eine Gruppe gefesselter Piraten